



Homme parmi les hommes ,..  
Un jour je partirais  
Car j'en ai plus que ma vie  
de vivre comme un miao dans  
ce monde de barbares  
Le monde qui m'est que

# „Wanteraktioun“

Guy Hoffmann

## Prekärer Dschungel

Wie nahe sich Wohlstand und Armut in Luxemburg wirklich sind, sieht man am Beispiel der „Wanteraktioun“, die jedes Jahr vom 1. Dezember bis zum 31. März den Hilfsbedürftigsten unter die Arme greift.

Auch mitten in seiner wilden Gentrifizierung hat das Viertel Bonneweg in Luxemburg-Stadt nicht den besten Ruf. Nicht umsonst sind die meisten sozialen Auffangstationen der Hauptstadt in diesem Viertel angesiedelt. Und so gibt es, wie in vielen anderen Großstädten auch, auf einem kleinen Streifzug durch die Quartiersstraßen die seltene Möglichkeit, fast sämtlichen sozialen Schichten des Landes zu begegnen. Von den Yuppies, die in schick renovierten Altbauten residieren, über „normale Luxemburger“, die in ihren Reihenhäusern ein nettes Zuhause haben bis zu jenen die dieses Glück nicht teilen – oder es eben verloren haben.

Wer sich in Richtung „Dernier Sol“ begibt, merkt schon unterwegs, dass die soziale Kälte stärker wird. Noch ein, zwei Kulturetabissements streifen, dann folgen die Volksküche des CNDS (*Comité Natio-*

*nal de Défense Sociale*), das „Foyer Ulysse“ und schließlich, in einem Hinterhof versteckt, die Lokale der *Wanteraktioun*. Die Vorderfront des Komplexes bildet ein verlassenes Reihenhause, dessen Fenster und Türen zugemauert und auf dessen Fassade zwei überlebensgroße Porträts aufgemalt sind. Passiert man das Metalltor, auf dem groß und für jeden sichtbar ein Plakat des Roten Kreuzes prangt, gelangt man zuerst in einen Vorhof, auf dem schon ein paar Leute – „Kunden“ und freiwillige Helfer – Zigaretten rauchen. Eine etwas abgewrackte Metalltreppe zeigt den Weg ins Innere des Komplexes, der im Kontrast zum äußeren Erscheinungsbild erstaunlich bunt ist. Man fühlt sich an alternative Kulturzentren erinnert: Der unebene Boden besteht aus Waschbeton, die Wände sind mit Graffiti, Zeichnungen und Sprüchen übersät und das Mobiliar

besteht vornehmlich aus Sperrmüll. Es gibt zwei große Aufenthaltsräume, in denen unter anderem eine kleine Bibliothek und ein Fernseher untergebracht sind sowie Sofas, Tische und Gesellschaftsspiele. Im großen Essraum stehen Bierbänke und Tische, die Essensausgabe erinnert eher an eine Kantine als an eine Armenspeisung.

Trotzdem, wer hierher kommt, hat reale Probleme. Und die sind oft so verschieden, dass es schwer ist, jeden Einzelnen zu begreifen, geschweige denn zu helfen. „Die Population hier ist so differenziert wie die Armut selbst“, sagt Patrick Salvi, Sozialdirektor des Roten Kreuzes, einer der vielen Träger der *Wanteraktioun*. In der Regel geben seine Leute – es gibt drei Halbtagsstellen in der *Wanteraktioun* – und die vielen Freiwilligen hier jeden Tag an die 320 Mahlzeiten raus. Und das sind bei weitem nicht alle Hilfsbedürftigen, die es allein in der Hauptstadt gibt: „In den anderen Volksküchen – wie beim *CNDS* oder der „Stëmm vun der Strooss“ – muss man einen Minimalbetrag zahlen. Hier ist alles kostenlos“. Nicht zu vergessen sind auch diejenigen, die diese Hilfsangebote ausschlagen, aus Stolz, aus Verbitterung oder weil sie ihre Wertsachen auf der Straße nicht aus den Augen lassen wollen.

**Mit Klischees kommt man nicht weiter**

Wer sich in den Räumen der *Wanteraktioun* umsieht, begreift schnell, dass man hier mit den üblichen Klischees über Clochards mit weinroten Nasen oder zerfetzte Lederjacken tragenden Punks mit Ratten auf der Schulter nicht weit kommt. Im Gegenteil: Die Menschen, die sich hier ihr Essen abholen, sind das negative Spiegelbild der heterogenen Bevölkerung des Landes – die Rückseite der Medaille. Die „Multiplicity“, die sich so gerne kosmopolitisch, weltoffen



Guy Hoffmann

und tolerant zeigt, findet man auch hier, am anderen Ende der sozialen Leiter.

„Hier treffen die verschiedensten Menschen aufeinander“, erklärt Salvi. „Es gibt die ‚klassischen‘ Obdachlosen und es gibt Migranten mit und ohne Papiere, die versuchen, sich hier ein neues Leben aufzubauen. Aber auch luxemburgische Familien oder zumindest Teile davon, die ihren Stolz herunterschlucken und lieber hier essen, um über den Monat zu kommen. Die meisten Menschen wollen hier auch nicht erkannt werden. Arm sein in einer Gesellschaft wie die unsere wird als beschämend empfunden“.

Dabei hat die *Wanteraktioun* eine lange und nicht unproblematische Geschichte: „Angefangen hat alles mit der CFL“, erinnert sich Salvi, „In den 1990er

Jahren fand der damalige Direktor es unzulässig, die Obdachlosen nachts im Bahnhofsgebäude schlafen zu lassen und suchte nach Ausweichmöglichkeiten, die es erlauben würden, dass die Menschen nicht auf der kalten Straße übernachten müssen und gleichzeitig nicht die Bahnreisenden mit ihrer Präsenz belästigen.“ Die damals gefundene Lösung war das „Pavillon Grand-Ducal“, das ins Bahnhofsgebäude integriert ist. Dieses kleine runde Gebäude, das ursprünglich nur dazu dienen sollte, die großherzogliche Familie vor und nach Bahnreisen zu empfangen, stand damals leer. So kam dort die allererste Version der *Wanteraktioun* zustande. Damals noch ohne Betreuung, geschweige denn Essensverteilung. Die Obdachlosen durften lediglich auf dem kalten Boden übernachten.

Im Laufe der Jahre hat sich die Situation verbessert, und auch immer mehr Partner sind an Bord der *Wanteraktioun* – die öfters ihren Standpunkt verlagern musste – gekommen. So sind bei der diesjährigen Aktioun, die von *Inter-Actions*, dem Rotem Kreuz und *Caritas Accueil et Solidarité* koordiniert wird, die *Stëmm vun der Strooss*, das *CNDS*, die *Jugend an Drogenhellëf*, *Femmes en détresse*, die Polizei, das *Office luxembourgeois de l'accueil et de l'intégration*, das Außenministerium sowie das Familien-, das Gesundheits- und Transportministerium, die CFL und die Städte Esch und Luxemburg beteiligt. Das Nachtquartier wird übrigens noch von *Luxairport* und der *Luxairportgroup* unterstützt. Hinzu kommen 150 freiwillige Helfer, die an den zwei verschiedenen Orten der *Wanteraktioun* – die Suppenküche und das Foyer am Mittag in Bonneweg und das Nachtquartier am Findel in den Abendstunden – den Organisationen umsonst zuarbeiten.





Cüvy Hoffmann

## Zelt und Schlafsack

Dass das alles nicht reicht, gibt sogar das Familienministerium auf seiner Homepage zu. Dort ist unter anderem zu lesen, dass die *Wanterahtioun* als lediglich komplementär zu den bereits bestehenden Angeboten zu sehen ist. Und in diesem Zusammenhang spricht auch der Facebook-Aufruf von Familienministerin Corinne Cahen Bände: Wie kann es sein, dass es in einem Land, dem noch vor kurzem von der OECD das höchste Pro-Kopf-Brutto-Einkommen bescheinigt wurde, Menschen gibt, die nicht einmal über den Winter kommen und die zuständige Ministerin sich genötigt sieht, Spendenaufrufe in den sozialen Netzwerke aufzugeben?

Die Antwort auf diese Frage ist sicherlich genau so komplex wie die Situation, die man in der *Wanterahtioun* vorfindet. So ist es zum Beispiel so, dass mittags zwar 320 Mahlzeiten ausgegeben werden, abends aber nur rund 200 Menschen die Schlafplätze beanspruchen. „Das sagt einiges aus über den Ursprung der Mittagsklientel“, meint Salvi, „Einige ziehen es vor, weiterhin auf der Straße zu schlafen, während andere zum Prekariat gehören, einen Job haben, eine eigene Wohnung mieten und trotzdem nicht über die Runden kommen. Letztere Kategorie nimmt in den letzten Jahren immer mehr zu.“

Da wir nicht mit jedem sprechen konnten und sich die meisten der Besucher der *Wanterahtioun* nicht unbedingt in der Presse wiederfinden wollen – aus verschiedenen Gründen, für das luxemburgische Prekariat ist es sicher die Angst, vom eigenen Umfeld erkannt zu werden, für die Flüchtlinge und Papierlosen die Angst vor der Polizei, und das, obwohl uns Patrick Salvi versicherte „Die *Wanterahtioun* ist wie eine Kirche. Wenn wir die Polizei rufen, was sehr selten

passiert, dann kümmert sie sich nur um den Fall, für den sie gerufen wurde und profitiert nicht davon, die Identitäten aller angetroffenen Personen festzustellen – haben wir sozusagen eine Stichprobe genommen.

Der Betreffende, der sich erst nach Vorzeigen unserer Pressekarte interviewen ließ, nennt sich S., ist Ende 20 und stammt aus Bulgarien. Sein Name sei eh nicht so wichtig, meint er: „Meinen richtigen Familiennamen kenne ich nicht. Ich trage den des Polizisten, der mich auf der Straße gefunden hat.“ Seine Kindheit in der Ex-Sowjetrepublik, die nach dem Ende des Kommunismus, wie der gesamte Ostblock, unkontrolliert in den Raubkapitalismus schlitterte, ist erwartungsgemäß trist. Die staatlichen Institutionen, die Kinderheime und sozialen Auffangnetze verwahrlosen in diesen Jahren noch mehr als vorher, und

das nicht nur in Rumänien, das zweifelsohne die skandalösesten Zustände aufzuweisen hatte. Auch in Bulgarien gab es keine Erziehung und keine Pädagogik für die zurückgelassenen Heimkinder: „Sobald ich körperlich dazu fähig war, wurde ich gezwungen zu arbeiten. Das heißt, dass ich ab zehn bis elf Jahren schwerste körperliche Arbeit auf dem Land verrichten musste“. Hinzu kommt auch noch, dass S. in den Heimen schweren sexuellen Missbrauch erfahren hat. Er selbst spricht davon, dass Vergewaltigungen offenbar an der Tagesordnung waren. Erfahrungen, über die nicht leicht zu berichten ist, auch Jahre später noch druckst er herum und blickt zu Boden, wenn er darüber spricht. Und auch das Sprechen fiel ihm damals nicht leicht: „Bis zu meinem 20. Lebensjahr habe ich kein Wort gesprochen“, berichtet er. Nur nach dem Verlassen der Institutionen und zwei Jahren Fabrikarbeit, bei der er jeden Cent, den er nur sparen kann, zur Seite legt, reist er nach Sofia, um sich am Kehlkopf operieren zu lassen, um danach wenigstens sprechen zu können. „Es war übrigens mein einziger Aufenthalt in Sofia. Danach bin ich wieder in die Provinz zurückgekehrt. Ich wollte mich verstecken, war von Selbstmordgedanken getrieben. Obwohl ich sprechen konnte, habe ich nie den Kontakt zu meinen Mitmenschen gesucht.“

Nach der Operation kehrt S. zurück zur Fabrikarbeit und bleibt drei Jahre lang in einer Manufaktur für Sanitärzubehör: „Ich verdiente damals den Mindestlohn – 160 Euro im Monat – und musste nebenbei auch noch Miete zahlen. Hinzu kam, dass die Fabrik giftige Dämpfe ausstieß und ich mir Sorgen um meine Gesundheit machte. Aber meine Situation war an sich aussichtslos: Wer sollte schon jemanden einstellen, der weder ein Diplom noch eine Ausbildung vorzuweisen hat?“



Théo Wirol © Photothèque de la Ville de Luxembourg

Also begibt sich S. wieder auf Reise durch die bulgarische Provinz und hat zum ersten Mal Glück. In einem kleinen Dorf, das hauptsächlich von Sinti und Roma bewohnt ist, lernt er eine ältere Frau kennen. Die verwitwete ehemalige Lehrerin, deren Söhne in den USA leben, nimmt S. bei sich auf. Ihr Zusammenleben besteht aus einem Deal: S. übernimmt die Pflege der Frau, ihres Hauses und verrichtet die Arbeiten im Stall und im Garten, im Gegenzug lehrt sie ihn Lesen, Schreiben und Rechnen. Das geht auch ein paar Jahre gut und S. lernt schnell, das aufzuholen, was ihm bisher fehlte. Nach dem Tod der Witwe erbt er auch deren Haus. Hier hätte die Geschichte enden können, doch S. will nicht sein ganzes Leben isoliert in einem Bauernhaus verbringen. Inzwischen hat er Internet kennengelernt und sich über verschiedene Angebote ein bisschen Englisch und Französisch beigebracht. „Ich wollte die Welt entdecken. So reiste ich per Anhalter zunächst nach Gent, weil dort eine große bulgarische Community lebt. Ich fand mich trotzdem nicht zurecht dort. Dann bin ich in Luxemburg gelandet, ein Land, das ich sehr bewundere. So einen öffentlichen Transport wie hier habe ich noch nie gesehen, und auch die anderen Infrastrukturen sind bewundernswert.“

S., der erst vor kurzem erfahren hat, dass er als EU-Bürger nicht ausgewiesen werden darf, plant, in Luxemburg zu bleiben. Stolz zeigt er uns seine Karte des Spracheninstituts und seine Luxemburgisch-Bücher, mit denen er schnellstmöglich die Landessprache erlernen will. „Nebenbei arbeite ich hier und da ein bisschen schwarz. Es reicht aber bei weitem nicht, um mir eine feste Bleibe zu sichern“, erzählt er voller Hoffnung, dass der Sprachkurs ihm weiterhelfen könnte. Wo er dann hin will, wenn die *Wanteraktioun* ihre Pforten schließt und er abends kein



Cyry Hoffmann

Bett mehr beim Findel hat, wollen wir wissen. Seine Antwort: „Ich habe mir schon ein Zelt und einen Schlafsack zugelegt.“

### Zahlen

Fast jeder vierte EU-Bürger und fast jeder fünfte Bürger in Luxemburg ist von Armut oder sozialer Ausgrenzung bedroht. Im Jahr 2013 erfüllten 122,6 Millionen EU-Bürger oder 24,5 Prozent der Bevölkerung die Kriterien für drohende Einkommensarmut, für „erhebliche materielle Entbehrungen“ oder für sehr niedrige Erwerbstätigkeit, wie das EU-Statistikamt Eurostat ermittelte.

Die Daten der letzten Eurostat-Erhebung basieren auf der EU-SILC-Statistik, die vergleichbare „Statistiken für Einkommensverteilung, Armut und Lebensbedingungen in den EU-Mitgliedstaaten liefert.

In Luxemburg waren 2013 19 Prozent (100000 Menschen) von Armut oder sozialer Ausgrenzung bedroht. 2008 waren es 15,5 Prozent (70000 Personen). Armutsgefährdet ist laut Eurostat, wer nach Erhalt von Sozialleistungen mit seinem Gehalt unter 60 Prozent des nationalen Medianeinkommens liegt.

### Wenn das Geld zum Leben knapp wird

Laut Eurostat liegt eine „erhebliche materielle Entbehrung“ vor, wenn ein Haushalt beispielsweise nicht genug heizen, seine Kreditraten nicht pünktlich bezahlen oder sich nicht drei Mal in der Woche eine fisch- bzw. fleischhaltige Mahlzeit leisten kann. Unter den insgesamt neun Kriterien der „erheblichen materiellen Entbehrung“ fallen außerdem die finanziellen Reserven, die ein Haushalt hat, um unvorhergesehene Ausgaben zu schultern. Fehlt außerdem das Geld für einen einwöchigen Urlaub, einen Farbfernseher oder beispielsweise für Telefon und Handy, sind weitere Kriterien für die „erhebliche materielle Entbehrung“ erfüllt. Laut Eurostat ist die Zahl der Menschen in Luxemburg in dieser Kategorie seit 2008 gestiegen. Erfüllten damals 13,4 Prozent der Personen ein oder mehrere Kriterien für eine „erhebliche materielle Entbehrung“, waren es 2013 insgesamt 15,9 Prozent.

### Armut durch Arbeitslosigkeit

Niedrige Erwerbstätigkeit liege vor, wenn die Erwachsenen in einem Haushalt weniger als 20 Prozent ihres Erwerbspotentials ausschöpfen, erläutert Eurostat. In den vergangenen fünf Jahren ist das Armutsrisiko demnach deutlich gestiegen.

Die „Kleiderstuf“ des Roten Kreuzes am „Leschte Steiwer“

